

467

Mafia.

[Nachdruck verboten.]

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Im ersten Herbst ihrer Ehe verlegte Angelo sich jedoch auf einen Sport, der einen guten Teil seiner Zeit in Anspruch nahm. Während eines Besuches bei einem Verwandten seiner Mutter in Romagna hatte er Geschmack am Vogelfang in Roccolos gewonnen, jenen eigentümlichen Laubhütten ohne Dach, die eine der beliebtesten Zerstreuungen des Adels in jenen Gegenden bilden. Weit unten, jenseits des Konfordinatempels, dicht am Meere, wo die Zugvögel gehen, baute Angelo sich einen eigenen Roccolo, und in der großen Freizeit verbrachte er den ganzen Tag dort unten und kehrte oft mit einigen hundert Finken, Lerchen und Krammetzvögeln, ja sogar Meisen und Nachtigallen heim, die er an seine Mutter und seine Freunde verteilte. Die Gräfin besonders war große Liebhaberin kleiner, mit allen Eingeweiden auf dem Spieß gebratener Vögel.

Diese Jagd hatte den Vorteil, daß sie auch außerhalb der Jagdzeit müßige Stunden totschlägen half. Man brauchte ja eine Menge zahmer Lockvögel, Vögel, die man das ganze Jahr hindurch sorgfältig in ihrem Vogelhause ziehen mußte, das im Garten gegen die Campagna so angebracht war, daß man, auf den Altanen sitzend, die kleinen Künstler fingen hören konnte. Als Vogelwarter war Angelo sehr gewissenhaft, auch hegte er große Liebe für seine Schützlinge. Namentlich war er auf eine kleine Kapelle voll blinder Nachtigallen stolz, die er sich aus Romagna verschafft hatte.

Auch Bionda liebte die Vögel auf ihre Art. Sie nahm sich ihrer Pflege nicht an, aber sie erfreute sich an ihrem Gesang und ihrer zierlichen Schönheit und schrieb Gedichte über die gefangenen Lerchen und die blinden Nachtigallen, ohne doch den geringsten Versuch zu machen, deren Bauer zu öffnen.

Ab und zu ging sie mit Angelo mit hinaus auf den Vogelfang. An diesen stillen entzückenden Herbsttagen mit ihrer lauen Frische und ihrem durchsichtigen Himmel lag eine bezaubernd stumme Melancholie über der Campagna. Da war der Aufenthalt im Roccolo ein Idyll, das die Sinne stärkte, so daß man vor lauter physischem Wohlbehagen hätte fingen mögen. Die verräterischen Lockvögel sahen oben an dem Ende ihrer langen Schaukelstange und trällerten aus voller Lust. Man hörte piepende Antworten, die näher kamen. Dann unterschied man eine Schar Stieglitz: das Gold der Flügel glitzerte in der Sonne; da — in einem letzten langen Wurf ließen sie sich in die Laubhütten nieder. Nun war der spannende Moment da! Angelo zog an dem Netz von Schnüren, das als eine Art Dach über die Einhegung gespannt war und es raschelte in all den welken Zweigen, die an die Schnüre gebunden waren, um Lärm zu machen. Die Vögel wagten nicht, den Weg, den sie gekommen, zurückzufliegen, weil die raschelnden Zweige sie erschreckten, sie flatterten nach den Seiten zu, gegen die Richtigöffnungen des umgebenden Flechtwerks, um in den unsichtbaren Netzen, die vor diese Öffnungen gespannt waren, hängen zu bleiben. Draußen standen ein paar Bauern und schossen auf die wenigen kühnen Flüchtlinge, die zur Freiheit emporstrebten. Alle die anderen konnte man nun in Ruhe einsammeln, wie man Äpfel vom Baum pflückt.

Es war eine festliche und spannende Jagd, die sich recht wohl mit einem guten Glase Wein verbinden ließ. Angelo gewann auch auf seinem Roccolo bedeutendes Ansehen, und es war ein beständiges Kommen und Gehen von Herrschaften, die den Sport mitgenießen wollten. Einer der allereifrigsten Jäger aber war Don Gerlando. Er saß oft ganze Tage lang da unten und Angelo ließ sich die Gesellschaft des behäbigen Geistlichen, der bis an den Hals voll galanter Geschichten steckte, gern gefallen.

Indessen blieb der Roccolo nicht ohne Anteil an einer ganz neuen Wendung, die Angelo und Biondas Ehe plötzlich nahm.

Mit seinem Vogelfang beschäftigt, blieb Angelo oft in den gefährlichen Dämmerstunden unten in der Campagna, wurde von den fieberverseuchten Mücken gestochen und bekam die Malaria.

Bald lag er zu Bette, bald war er auf. Bionda pflegte ihn mit der größten Sorgfalt und faßte dies Samariterwerk als sehr erhabenen und nicht minder verantwortungsvollen Beruf auf.

Eines Abends in der Dämmerung ging er zu Bette in dem Gefühl, daß das Fieber sich einfänden werde. Bionda kam herein und setzte sich, halb auf den Ellbogen zurückgelehnt, zu ihm auf das Bett. Ab und zu strich sie über seine Stirn und fühlte, wie diese zu brennen begann. Aber Angelo war sehr aufgeräumt und beruhigte sie damit, daß er sich nun im Bette ungemein wohl fühle.

Sie begann von ihrem unerschöpflichen Thema, von Gianandrea, zu sprechen; denn ihr Herz hatte kein Geheimnis vor Angelo. Es war ja nichts, was sie abhalten konnte, ihm volle Offenheit zu zeigen.

War es nun das erotische Gespräch oder das Fieber, das die Schuld trug, oder war es die Poesie der Dämmerstunde, die sich durch die offenen Balkontüren schlich, geendet von dem Gesang der blinden Nachtigallen; genug, es ging Angelo zum ersten Male in dieser Stunde auf, daß seine Rufine, seine Gattin ein Weib wie andere sei. Diese Hand, die über seine Stirne glitt, war eines Weibes weiche Hand, die Wollust schenkte, wenn man sie an die Rippen führte. Aber das Wundersamste war, daß sie ihn beide Hände küßte, daß sie sich zu ihm hinabziehen ließ und schwer auf seiner tiefatmenden Brust ruhte, ja daß sie ihm ohne Widerstand, wenn auch ohne selbst etwas zu geben, gestattete, ihr Wangen und Mund zu küssen.

Ehe sie es recht wußten, ward sie sein Weib. Des Nachts bekam er starken Schüttelfrost und hohes Fieber mit irren Phantasien.

Angelo konnte nicht vergessen, daß er eine neue Geliebte gewonnen hatte, die überdies so pikant war in ihrer unberührten Eigentümlichkeit.

Sobald er sich zu erholen begann, vernachlässigte er seine losen Verhältnisse und klopfte jeden Abend an die Tür seiner Gattin, die er selten versperrt fand.

Er begriff das so gut. Es war die Hauswärme, wie seine Mutter gesagt hatte. Natürlich mußte ein junges Weib, das täglich mit ihm verkehrte, sich endlich ergeben, ihn endlich lieben.

Und es war kein Zweifel, daß er Biondas schlummernde, unbefriedigte Erotik geweckt hatte. Allerdings war ihre Eingabe ein wenig kühler Natur. Sie gab sich ihm hin, ganz unbeweglich, bar jeder Initiative oder jedes erotischen Einfalls, duldete auch nichts, was sich von den kürzesten Wegen der Natur entfernte, lag mit geschlossenen Augen und schien viele Meilen entfernt. Aber über ihrem Antlitz lag ein strahlendes Lächeln, und es war ein Bittern in ihren Gliedern, das eine gesättigte Wollust verriet.

Angelo irrte sich in diesem Punkte auch nicht: Bionda genoß die Jugend ihres Körpers wie nur irgendein Weib.

Und dennoch war Angelo auf falscher Spur.

Wenn sein Verlangen gestillt war, liebte er es, die erotische Stimmung festzuhalten durch ein eindringliches unfeisches Forschen nach Intimitäten. In der Regel blieb Bionda stumm, wenn auch ohne sich verletzt zu zeigen. Aber eines Abends, als der Rausch heißer als gewöhnlich gewesen und sie selbst etwas von jener etwas krankhaften Wollust eines solchen geistigen Zueinanderkriechens empfunden, sprach sie sich mit ihrer gewohnten Offenheit aus und vertraute Angelo ein Geheimnis an, das ihm eine Zeitlang zu denken gab.

Sie suchte ihm zu erklären, daß es ihr an jenem Abend, als er Fieber hatte, plötzlich gewesen war, als sei es Gianandrea, der im Bette liege; und als er sie küßte, hätte sie es als den Kuß eines Mannes gefühlt, den sie liebte. Es sei nicht wie eine Phantasie gewesen, sondern so greifbar, daß ein wirklicher Kuß des wirklichen Gianandrea nicht tatsächlicher hätte sein können. Darum habe sie ihm angehören können. Aber es sei Gianandrea, nicht Angelo, dem sie sich hingegeben habe. Wenn sie Angelo tagsüber sehe, sei es immer, als bestünde gar kein Verhältnis zwischen ihnen. Er sei ihr erotisch so gleichgültig wie je zuvor. Und wenn ihre Phantasie in den Schäferstunden die Kraft verliere, Angelo in So Forte zu verwandeln, so sei es im selben Augenblick vorbei mit ihrer

Intimen Ehe, die nur durch ihre alles umformende Einbildungskraft möglich sei.

Angelo begriff anfangs keinen Buchstaben. Er fand, das sei bloß verschrobenes Geschwätz; seine bisherigen Geliebten pflegten minder komplizierte Wesen zu sein.

Später fiel ihm ein, was man von einem Signore in der Stadt erzählte, der trotz seiner unglücklichen Neigung für sein eigenes Geschlecht ein junges Mädchen geheiratet und allerdings ein wenig degenerierten Sohn bekommen hatte. Man sagte von ihm, es gelinge ihm für Augenblicke wie andere Männer zu sein, wenn er die Vorstellung festzuhalten vermöge, daß die Gattin, die er in den Armen hielt, ein Mann sei.

Der Fall von Bionda schien ihm jedoch noch merkwürdiger, da sie ja nicht abnorm war. Aber da sie es sagte, mußte es wohl so sein.

Das war natürlich für ihn als Frauenbezwinger ein wenig fränkend. Indessen — was kümmerte es ihn? Bionda war ihm eine gute Freundin. Sie war ihm als Gattin eine anmutige und willige Geliebte.

Was konnte eine Frau für ihrn Mann mehr sein?

Er für sein Teil verstand es nicht, und allmählich entbehrte er auch nichts.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

3.

„Ja, siehst Du, Vera,“ sagte Frau Forland, sie sahen zusammen im Wohnzimmer und plauderten, — „es ist mir immer, als würde ich in eine ganz andere Welt versetzt, wenn ich Dich und die jungen Mädchen reden höre. Ich bin ja zu einer Zeit geboren, wo alles nicht und nagelfest war. Der Vater war der Vater, und die Mutter war die Mutter, und die Wände waren Wände, und da mußte der Spiegel hängen und da die Bilder, — und wenn Zweie erst einmal verlobt waren, so war es ein Familienstand, wenn die Sache wieder auseinanderging, machten sie sich auch gegenseitig so unglücklich wie nur möglich. — Und wenn ein junges Mädchen sich nicht verheiratete, so wurde sie Lante und strikte Strümpfe, einen Ausweg gab es da nicht. —“

Und wenn sie dann obendrein die Frau eines Pastors wurde, so wie ich, — einen braven, prächtigen Mann bekam, liebe Vera, so wurde der Kasten sozusagen nach allen Seiten hin luftdicht gemacht. Man dachte ja nicht daran, seinen Gedanken Flügel zu verleihen, nein. — Aber sonderbar ist es, Du, — obwohl ich jetzt, wo ich darauf zurücksehe, sagen muß, daß es ist, als habe ein Erdbeben eine ganze Umwälzung in allen Verhältnissen hervorgebracht, — so hat mich das doch eigentlich nicht überrascht oder ist mir als etwas Absurdes erschienen. — Es ist vielmehr, als sei ein Schleier von Ahnungen und Gedanken fortgezogen, die ich schon lange in meinem Innern mit mir herumgetragen haben muß. Darum ziehe ich bei den Streitigkeiten mit Euch auch allemal den Kürzeren,“ — lächelte sie. „Ich beginne gewohnheitsgemäß mit dem Althergebrachten und Ihr zieht mich dann zu Euch hinüber. — Und ich weiß ja auch, daß Du recht hast, und daß ich Dir einzig und allein aus alter Gewohnheit sagte, daß es mir eine solche Erleichterung sein würde, wenn Faste sich bemühen wollte, eine Staatsanstellung zu erhalten, wenn sie auch noch so klein wäre!“ — fügte sie nach einer Weile mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Liebe, liebe Frau Forland, glauben Sie, daß das so sicher sein würde? — sicherer als wenn er seine eigenen Flügel gebraucht; — er, der so wenig für ihre düsteren Regeln paßt.“

„Ach, Du hast ja so recht, Vera! Ich meinte nur, — seine Ideen sollen ihm eine Stellung verleihen, ja, — Ach, — ich bin manchmal wirklich ganz verwirrt.“ Sie griff sich an den Kopf. — „Es tut so gut, daß Du ihn verteidigst, Vera, daß Du an ihn glaubst. Du hast ja auch gesehen, wie verkehrt es mit diesem Perpetuum war.“

Vera sah aus, als wisse sie nicht so recht was sie antworten solle: „Er ist zuweilen so sonderbar,“ begann sie endlich, — „man weiß wirklich nicht, was alles auftauchen kann.“

Frau Forland sah sie plötzlich an:

„Du bist nicht sicher vor einer Seeschlange oder dergleichen, — einer häßlichen Seeschlange, vor der Du Dich fürchten würdest, — ja, ich verstehe Dich. Ich, die ich sein Gemüt kenne, bin auch bange gewesen — die Widerwärtigkeiten, — die Widerwärtigkeiten, Du, — die erträgt er nicht, die dämmen seinen Willen gleichsam wilder und wilder auf, — so daß er ganz rücksichtslos werden kann, — boshast. — Und bestwegen, — ach, wüßte ich ihn nur sicher in einer friedlichen Anstellung, wenn sie auch noch so klein wäre!“ — schloß sie abermals.

„Ach nein, nein, Frau Forland! Er ist nicht boshast. Er scheucht nur die Phantasie auf und malt es sich aus. Aber, liebe

Frau Forland,“ unterbrach sie sich heiter, — „da sitzen wir hier und dichten Faste Seeschlangen und Gespenster an!“

„Ich muß immer mit Dir über ihn reden, Vera, — das kommt, weil ihn niemand so versteht wie Du.“

„Das kommt, weil ich an etwas bei ihm glaube, das nur seinen rechten Platz nicht gefunden hat oder noch nicht zum Vorschein gekommen ist,“ erklärte Vera.

„Du meinst, daß die Schöpfungstage des lieben Gottes für ihn noch nicht zu Ende sind,“ — lachte Frau Forland. „Es tut so gut, was Du sagst. Du hast einen weiteren Verstand, als wir andern, Vera. Ich sehe das, ich sehe das.“

„Ja, Gott weiß, was ich damit anfangen soll,“ — entfuhr es Vera. — — „Das stammt aus der Zeit, als er den Sommer bei uns wohnte. — Wenn er über alle seine Angelegenheiten sprach und über alles, was er dachte, so war es mir immer, als schäue ich in eine neue und größere Welt hinein. Und als dann das Perpetuum kam, war es für mich nur das Rad, das dagestanden und gewartet hatte, und das nun das Ganze vorwärts rollen wollte! Er hatte mir ausgemalt, wie es nach jeder Richtung hin in der Welt werden würde, wenn nur erst die Kraft käme.“

„Nur daß er das Rad nicht zustande brachte, ja,“ — murmelte Frau Forland.

„Aber diese Welt mit all dem neuen Menschenglück will mir nie wieder aus dem Sinn!“ rief Vera aus, indem sie sich plötzlich erhob — — „Und auf diese Weise kann er bei vielen eine Welt in elektrischer Beleuchtung hinterlassen, er —“

Die letzten Worte verklangen so eigenartig leise in der Luft, daß Frau Forland sie unwillkürlich ansehen mußte.

„Und jetzt darf ich mir wohl eine Schale voll Kirschchen unten im Garten pflücken, während ich auf Sölvi warte,“ — brach sie schnell ab, indem sie sich erhob.

„Ja, tu das, mein liebes Kind —“

Frau Forlands Augen nahmen mehr und mehr einen in sich gefehrten Ausdruck an, während sie Veras Gestalt folgten, wie sie aus der Tür verschwand.

Unten bei den Kirschbäumen begrüßte Vera Dilleb, der ganz davon in Anspruch genommen war, die Kirschchen vor der Starenfamilie zu bewachen, zu der er in einem eigenen, intimen Verhältnis stand, seit sie im Frühling ihr Nest in den Weiden an der Wiese bauten, und er ihnen half, Reisig und Lehm miteinander zu verpflichten. Er klatschte von Zeit zu Zeit in die Hände und rief: „Husch — husch, — husch — husch!“ — redete und schwatzte.

Vera sah nach dem offenen Mansardensfenster hinauf. An dem Seitenbalken hing eine silberne Uhr, deren Schnur herabbaumelte, — die kannte sie so gut! — Faste mußte sie vergessen haben, als er heute morgen zur Stadt ging —

Plötzlich vernahm sie unten auf dem Wege Schritte und eine überraschte Stimme rief:

„Nein, — bist Du da, Vera!“

Faste hatte sie durch das Gitterwerk entdeckt und näherte sich jetzt mit Geberden und Bewegungen, die den Maller nachahmten:

„Siehst Du wohl diese mollige, geldgierige Kacke, Vera? Die Augen sprühen förmlich Funken vor Elektrizität.“

„Du hast doch wohl nicht gar Deinen Beruf als Schauspieler verfehlt, Faste!“

„Wie beliebt?“

„Ja, denn dies ist wirklich der Maller wie er leibt und lebt.“

„Wie töricht Du redest, Vera! Einfaches Nachahmen reicht nie weiter, als daß es uns die Affenseite bei dem Menschen zeigt. Aber ein Schauspieler, siehst Du, — ein wirklicher Schauspieler, der an die wahre Kunst heranreicht, der ist inwendiger Seher, der krepelt die Seele und das Herz um und um. Die große Kunst besteht darin, das abzuspielen, was hinter dem Hemd und der Haut lebt und atmet. — Die besteht darin, daß man hier und da auf der Straße eine Figur auffängt und dann gleich auf die Bretter mit seiner Seele! — Aber übrigens, Vera, weißt Du, ich glaube, ich habe auf meine Weise auch eine Seele gefangen, — den Maller, Du! Zu Anfang war er entschieden schwerfällig und widerspenstig. Aber jetzt hört er auf mich, und ich glaube, er fängt an zu wittern, daß hier etwas zu machen ist, — wirkliche Bedingungen für ein Badehotel in europäischem Sinn, wenn Du willst. Und nun heißt es: St! — st! Verschwiegen wie das Grab, bis wir uns — für den Fall — die wertlosen Grundstücke unten am Strande für ein Butterbrot gesichert haben! — Ich danke meinem Schöpfer, daß ich nicht nötig habe, die Besitzer persönlich übers Ohr zu hauen, sondern es durch Vermittelung des Mallers tun kann.“

„Nein, das begreife ich, daß der Maller der Ansicht ist, daß er die Seite der Sache selber besorgen muß,“ meinte Vera.

„So — o —“

„Nicht daß ich daran zweifle, daß Du es könntest, Faste; Dir traue ich viel zu, Du wärest nur nicht imstande, es hinterher durchzuführen.“

„Ich bin und bleibe, so denkst Du, veräußert unpraktisch, eins von diesen überfultivierten Gewissen, die so hinter Fensterglas in einem „alten gebildeten Hause“ getrieben sind! — Aber Männer, die handeln wollen, — siehst Du — die müssen Eroberungsnaturen sein, — sie müssen, um zum Ziele zu gelangen, ein Ei zerschlagen und einem Räden den Hals umdrehen können.“

„Ja, aber es gibt Menschen, die hinterher nie wieder ein Räden piepsen hören können, Du.“

„Ach, ich weiß wohl, was Dir fehlt!“ rief er ganz empört aus. „Wer Dir doch eine neuen Glauben in die Herzenswurzel hineinsprossen könnte für den, den Du bei dem Perpetuum verloren hast! Nun ja — —“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Hopfenernte im Elsaß.

Von Emil Unger.

Während sich den Berliner Kindern die Pforten der Schule zu den großen Ferien schon im Hochsommer öffnen, verlegt man dies in manchen Gegenden Deutschlands auf den Monat September, — und zwar aus praktischen Gründen, um die Kinder zur Arbeit heranzuziehen und sie gehörig auszunutzen. So auch im Unterelsaß, wo der Hopfenbau eine große Rolle spielt und die Ernte Anfang September beginnt. Da nun das Pflücken der Dolden an sich keine schwere Arbeit darstellt, sondern die Hauptsache dabei die Schnelligkeit ist, so leuchtet es von vornherein ein, daß die Hilfe kleiner, gelenkiger Finger außerordentlich begehrt wird. Natürlich kommen nur die Kinder der ärmeren Schichten in Betracht, bei denen bekanntlich Müßiggang aller Lasten Anfang bedeutet, dem nur dadurch rechtzeitig und wirksam vorgebeugt werden kann, daß man die „Bübli“ und die „Maidli“ in ihrer freien Zeit intensiv beschäftigt.

Als Hopfenzentrale ist Hagenuau zu nennen, eine Kreisstadt von ungefähr 15 000 Einwohnern. Sie bildet den Knotenpunkt an der Bahn Weissenburg-Strasbourg und weist noch Reste ehemaliger Befestigungen auf. Kein Geringerer als Friedrich Barbarossa soll ihr Begründer sein, indem er sich auf einer Insel des Moder ein Jagdschloß erbaute. Die Hopfenkultur steht daselbst und in der Umgebung in hoher Blüte, wozu das flache, sandige Land wesentlich beiträgt. Die Pflanze selbst erfordert das ganze Jahr hindurch ununterbrochen sorgsame Pflege, sofern der Züchter eine erträgliche Ernte erzielen will. Ausschlaggebend bleibt dann immer noch, wie bei der gesamten Landwirtschaft, die Witterung. Ein Sturm oder Hagelschauer kann in ein paar Stunden den größten Teil der Ernte vernichten. Dann werden die Dolden scheidig oder kupferrot und müssen zu einem Spottpreis verschleudert werden. Andererseits wirft der Hopfenbau unter einigermaßen günstigen Umständen immerhin einen erheblichen Gewinn ab. So mancher hat es dabei zu Besitz und Wohlstand gebracht, zumal die Arbeitskräfte daselbst noch sehr minimal entlohnt werden. Während man früher die Hopfenpflanze nur an hohen, mastähnlichen Stangen emporranken ließ, ist man in neuerer Zeit mehr und mehr zum Drahtbau übergegangen, da dieser verschiedene Vorzüge aufweist, vor allen Dingen billiger ist.

Dem Fremden, der zum ersten Male in diese Gegend kommt, wenn der Hopfen in voller Reife prangt, bietet sich ein eigenartiges Bild. So weit das Auge schaut, recken sich hohe Stangen oder Drähte von den blätterreichen Pflanzen bis obenhin dicht, oft buschig, umwunden, in langen schnurgeraden Reihen empor. Nur ab und zu schiebt sich ein Kartoffel-, Weizen- oder Rübensfeld dazwischen. Die Dolden aber hängen wie Lannenzapfen herab und harren der Pflücker. Mit dem September beginnt auch die Ernte. Dann herrscht da ein äußerst reges und buntes Treiben und in emsiger Hast wird die Arbeit aufgenommen. Das ganze Feld erschallt von Rufen, Singen, Peitschengeläut. Da die Besitzer und ihre Leute das Pflücken, nebenbei gesagt, eine mühselige Gebuldsarbeit, nicht selbst besorgen können, so werden alle erreichbaren Hilfskräfte herangezogen. So kommen jährlich große Scharen armer Leute aus dem Unterelsaß aus der Gegend bei Weissenburg, besonders aber aus der angrenzenden Pfalz, die letzteren fast durchweg Gebirgsbewohner, mit Kind und Kegel nach Hagenuau. Meist legen sie, um das Reisegeld zu ersparen, den ganzen Weg — 8 bis 14 Stunden — zu Fuß zurück.

Am Orte angekommen, verteilen sie sich in Gruppen, die einen bei diesem, die anderen bei jenem Besitzer in Arbeit tretend. Viele haben auch feste Plätze, wohin sie jedes Jahr wiederkehren. Das Pflücken selbst geschieht im Afford, der Korb voll Hopfen wird gewöhnlich mit 10—12 Pf. bezahlt. Schlafgelegenheit erhalten sie unentgeltlich, indem ihnen der Wirt eine Scheune, einen Speicher oder die Tenne, wo die Dolden getrocknet werden, freimacht. Einige Schütten Stroh, wenn es gut geht, ein paar Strohsäcke, dienen diesen anspruchslosen Saisonarbeitern als Lager. Dabei wird es mit der Trennung der Geschlechter nicht so genau genommen, — die Nacht deckt alles zu. Oft tut der Besitzer noch ein übriges, indem er den Leuten Kartoffeln „gratis“ zur Verfügung stellt. Dafür müssen sie dann einen halben oder ganzen Tag Kartoffeln aussuchen, wovon sie ihren Teil auch bekommen. Um 5 Uhr morgens wird geweckt. Auf den Straßen narren schon die Räder der Milchkarren, und die Hunde begrüßen sich gegenseitig mit lautem Gebell. Die Pflücker schlüpfen schlaftrunken in die Kleider, sofern sie diese abgelegt haben, und streichen sich das Stroh aus den Haaren. Dann gehts in den Hof an den Brunnen. Der kalte Morgenwind bläst ihnen ins Gesicht. Einer pumpt Wasser und die anderen waschen sich auf die primitivste Art den Schlaf aus den Augen. Die Frauen haben unterdessen das Herdfeuer entfacht. Kurzig kochen sie mit vereinten Kräften eine Wehl- oder Kartoffelsuppe. Ist das Frühstück beendet, wird draußen der Wagen geladen. Böde, Körbe und sonstige unentbehrliche Gegenstände

werden hineingelegt. Hat der Eigentümer Pferde, so lassen die ganze Kolonne fahren. Anderenfalls nehmen sie den zweiräderigen Karren, mit dem unvermeidlichen Hund davor.

Dann gehts hinaus in das tauschere, mit weißem Reif bedeckte Feld. Siegreich bahnt sich die glühende Sonnenugel ihren Weg durch den Nebel und die Taupfropfen blitzen wie Perlen. Frösteln lassen sich die Leute auf dem nassen Erdboden nieder, um ihr Tageswerk zu beginnen. Unter Aechzen und Stöhnen wird die erste Stange aus der Erde gezogen, um die sich dann eine Familie gruppiert. Die Finger wollen noch nicht recht, und man hört von Zeit zu Zeit aufmunternde oder auch scheltende Worte. Es herrscht zu Anfang meist eine gedrückte Stimmung. Sobald aber die Sonne kräftiger scheint, lösen sich die Zungen und bewegen sich mit den Fingern um die Wette. Manche verzichten auf das erste Frühstück ganz, aus Gründen der Sparsamkeit oder auch, um sich nicht aufzuhalten, andere beißen ab und zu in ein Stück trockenen Brotes, das sie, da der Hopfen schwarze, klebrige und besonders sehr bittere Hände erzeugt, mit der Schürze oder einem Fetzen Papier halten. Dann geht die Arbeit emsig weiter.

Mittags wird eine kleine Pause gemacht. Das Mahl besteht gewöhnlich aus Brot und Sirup oder Obst. Manche essen trocken Brot und trinken Bier, das sie in einer Flasche in dem Loch einer ausgezogenen Stange „kühl gestellt“ haben. Nachmittags kommen dann die Nachzügler, Verwandte und Bekannte des Besitzers, Onkel und Wasen, Gymnasten und „höhere“ Töchter, die sich das Leben da draußen auch mal ansehen und einen halben Korb voll Dolden zupfen wollen. Sie bringen Decken, Kissen, Stühlchen zur Bequemlichkeit mit und so viel Schwären, als wollten sie eine Woche bivaktieren. Sie suchen sich dann die schönste Stange aus, um mit den zarten, gutgepflegten Fingern hübsch vorsichtig Dolde für Dolde abzupflücken.

Die Kosten der Unterhaltung auf dem Felde müssen stets nicht Anwesende tragen, denn über persönlichen Klatsch erhebt sich das Gespräch selten, obgleich die guten Hagenuauer die Frömmigkeit im Gespräch genommen haben. Ab und zu singen die Barschen und Mädels lustige oder auch schwermütige Volkslieder und sorgen damit für einige Abwechslung. Aber auch geschimpft und geprügelt wird genug, wenn die Finger der jüngeren nicht so schnell arbeiten, wie es die Alten wünschen. Unablässig muß geschanzelt werden, da gibts kein Umschauen. Man kann da Mütter sehen, die in der Bier nach den paar armseligen Groschen hart und herzlos werden gegen ihre eigenen Kinder. Durch ewiges Schelten und Antreiben werden die Aermsten bis zur äußersten Arbeitsleistung angestrengt. Oft genug schallt das Wehgeschrei eines dieser jugendlichen Geschöpfe über das Feld, wenn der Ranken, der diese Stengel der Pflanze, auf dem Rücken tanzt. Wozu haben sie denn auch Ferien? Ein betrübender Anblick!

Aber auch das Abliefern kommt dem Spiekrutenlaufen gleich. Die Körbe sollen mit einer hohen Kuppel, nicht Spitze, abgeliefert werden. Im Interesse der Pflücker aber liegt es, mit möglichst wenig Hopfen eine Spitze herzurichten, die vor den strengen, prüfenden Blicken des Abnehmers bestehen kann. Da werden alle möglichen Tricks angewandt. So stürzt man in unbewachten Augenblicken den Korb um und setzt sich mit dem rundlichen Körper teil darauf. Dadurch wird der Boden nach innen gedrückt und die Aufnahmefähigkeit um etwas vermindert. Dann geht das Füllen des Korbes vor sich, indem man sorgfältig Handvoll für Handvoll der Dolden lose und locker in den Korb legt, bis er mit einer schlanken Kirchturmspitze dasteht. Dann balanciert einer, den Korb weit von sich haltend, über Stangen, Hügel und sonstige Hindernisse, bis an die Stelle, wo sie in den Sack geleert werden. Ein Fehltritt, ein Stoß genügt, den Inhalt um ein Drittel zusammenzuschumpfen. Hat er glücklich alle Klippen umschiffet und abgeliefert, so erhält er eine Blechmarke, die am Abend in Geld umgeseht wird.

Im Durchschnitt verdient eine Familie ungefähr 2—3 M. pro Tag. Bei äußerster Anstrengung und Sparsamkeit kann sie, wenn sie nach 3 oder 4 Wochen den Ort ihrer Tätigkeit verläßt, die horrende Summe von 20—40 M. mit in die Heimat nehmen. Ein Märchenschatz in den Händen dieser Leute, die in ihrer Bedürfnislosigkeit nicht weit hinter dem chinesischen Kuli zurückbleiben.

(Nachdruck verboten.)

Sven Hedins Entdeckungen in Tibet.

Sven Hedin setzt im Septemberheft von Harpers „Monthly Magazine“ seinen Bericht über seine Entdeckungen in Tibet fort. An die Erforschung des „Heiligen Sees“ Manasarowar schloß sich ein mehrwöchentlicher Aufenthalt, dann aber, nachdem noch eine Reihe von Lamastörern aufgesucht worden, bricht Sven Hedin auf zur Erforschung der Quellen des Indus. Nach langwierigen unständlichen Verhandlungen mit den Behörden von Lhasa tritt er nur mit fünf Mann und sechs Pferden die Reise an. Es ist ein abenteuerlicher und hindernisreicher Ritt, er führt mitten durch ein völlig unerforschtes Land; aber auch diesmal überwindet die Fähigkeit des Reisenden alle Schwierigkeiten, und endlich kommt auch der Abend, an dem die Reisenden am „Singi-tabar“, am „Munde, aus dem der Indus hervorkommt“, von den Pferden steigen. Den Tibetern gilt der Ort als heilig; hohe Steinmonu-

mente sind aufgetürmt und auf einer felsigen Plattform erhebt sich ein kunstvoll ausgebautes Götterbild. „Man kann sich vorstellen, mit welchem dankbaren und frohen Gefühle ich hier stand und die Quellen des Indus vor mir sah, wie sie hier aus dem Berge hervorbrangen. Ich stand da und blickte auf den bescheidenen kleinen Bach, wie er da herabieder rauschte in die Täler, und ich dachte an die mannigfachen Veränderungen, die er erfahren muß, ehe in einem immerwährenden Crescendo sein Gesang ausklingt in die rauschende Musik des Ozeans, zwischen den Klippen von Karachi, wo die großen Schiffe liegen und ihre Varen aus- und einladen. . . . Ich stand da und bewunderte Alexander von Mazedonien, der, als er vor 22 Jahrhunderten den Indus überschritt, eine ferne Vorstellung hatte von der Quelle dieses Flusses, und ich genoß das Bewußtsein, der erste Europäer zu sein, der seinen Fuß an die Quelle des Indus setzte.“

Von hier aus wird die Reise in nordöstlicher Richtung bis etwa zum 32. Breitengrad durch völlig unbekanntes Gebiet fortgesetzt. Dann wendet sich die kleine Karawane nach Westsüdwest und erreicht schließlich am 26. September Gartok, wo Sven Hedin wieder zu dem zurückgelassenen Haupttrupp seiner Expedition stößt. Ein außerordentlich reichhaltiges kartographisches Material ist gewonnen; allein die Notizen des Forschers füllen 4900 Seiten, wichtige astronomische Punkte sind festgestellt, eine reichhaltige Sammlung interessanter geologischer Materials ist gewonnen, und Hunderte von Photographien und Zeichnungen bilden eine ergänzende Veranschaulichung der gewonnenen wissenschaftlichen Resultate. Sven Hedin selbst spricht davon, daß das Schicksal ihn bei diesem Zug durch Tibet besonders begünstigt habe; „obgleich diese Reise nicht zwei Jahre währte, sind ihre geographischen Resultate doch reichhaltiger und wichtiger als die während seiner letzten Reise (1899—1902) gewonnenen, und sie übertreffen auch das Ergebnis aller früheren Expeditionen durch Tibet.“

Als einen der größten Eindrücke von dieser wechselvollen Fahrt durch das Land der Lamas schildert der Forscher einen Marsch um den heiligen Kailas, den heiligen Berg, den die Tibetaner auch den Kang Rimpoche nennen. Nach dem Glauben der Hindus lebt hier auf dem Gipfel des Berges Siwa in seinem Paradiese, und nur hin und wieder steigen die Götter zu den Ufern des Manasarovar-See's hernieber, um in der Gestalt weißer Schwäne über die silbernen Fluten dahingugleiten. Durch alle Täler, über alle Pässe der Nachbarschaft ziehen alljährlich Tausende von ehrfürchtigen schwermütigen Pilgern, in tiefes weltabgewandtes Sinnen versunken, zu dieser heiligen Stätte. Sven Hedin sieht auf dem Wege zwei junge Lamas; sie gehen nicht wie gewöhnliche Pilger, mit ihrem Leibe selbst scheinen sie die Straße zu messen, die sie von dem Ziele ihrer sehnächtigen Inbrunst trennt. Lang ausgestreckt liegen sie auf der Erde, über dem Kopf falten sie die Hände und beten, machen dann ein Zeichen in die Erde, stehen auf, schreiten bis zu diesem Zeichen, werfen sich nieder und beten wieder. Auf diese Weise währt die Umkreisung des Berges gegen zwanzig Tage, und diese beiden Lama wollten zweimal die Reise zurücklegen. Der eine wollte nach Ableistung seiner Pilgerpflicht heimkehren; der zweite aber, ein junger Mensch von kaum zwanzig Jahren, wird dem Rest seines Lebens in einer dunklen Grotte an den Ufern des oberen Tsangpo verbringen. Denn bei den Gläubigen gilt diese Selbstaufopferung, dieses Leben in Dunkelheit, Abgeschlossenheit und Einsamkeit als verdienstvollster Weg zur Seligkeit. Im feierlichen Zuge werden diese freiwilligen Dulder nach der Höhle geführt, bis auf eine kleine schmale Öffnung wird diese dann verschlossen, und alltäglich kommt ein rotgekleideter Mönch, um durch den schmalen Spalt dem Einsiedler eine Schüssel mit Speisen zu reichen. Der Mann, der da drinnen hockt, wird nie mehr das Sonnenlicht sehen, er ist für die Menschheit gestorben. „Wir standen draußen und ich fragte einen Lamapriester, ob er uns sprechen hören könne. Er antwortete: „O nein, er kann weder hören noch sehen; er ist Tag und Nacht in tiefste Meditation versunken.“ Nur daran, daß am nächsten Tage die in den Spalt geschobene Speise verschwunden ist, weiß man, daß er noch lebt. An dem Tage aber, wo die Schüssel unberührt sein wird, wird man wissen: er ist gestorben. Diese Selbstaufopferung aber ist keineswegs eine Ausnahmeerscheinung; sehr oft findet man Stätten, wo weltabgewandte Einsiedler in ewiger Nacht und ewigem Schweigen ihren heiligen Betrachtungen nachhängen und den Tod erwarten. In Linga hat ein Lama in dieser Weise 69 Jahre gelebt.“

Als einen der herrlichsten Genüsse schildert Sven Hedin die Kirchenmusik der Tibetaner. Die menschliche Stimme steht hier im Mittelpunkt; hell und klar ertönen die jungen frischen Stimmen; aber durch schwere dunkle weiße Draperien sind sie aller Schärfe, ja man möchte fast sagen aller Wirklichkeit entkleidet; in weiten Bogen hallen dann die Klänge durch die gewölbten Galerien der großen Tempelbauten und einen sich zu ergreifenden Chorgesängen, zu wunderbaren Hymnen von Frieden, Liebe und Sehnsucht. Dazwischen aber tönt gedämpft der melancholische Klang der Baptsen oder das rhythmische Klingen von Cymbeln, bisweilen erheben die Flöten ihre Stimmen zu lauten, hellen, schrillen Melodien, und von den Wänden des Tempelhofes und den Dächern hallt dröhnend der dumpfe Schlag der Trommeln wieder. Dann aber wieder überwindet die Menschenstimme das Chaos, in weiten ergreifenden Akkorden steigt der Chorgesang auf; „er trägt empor und fort von den Leiden dieser Erde. . . .“

Neuesten Nachrichten zufolge wird Sven Hedin noch in den ersten Tagen dieses Monats in Simla in den Vorbergen des Himalaja erivartet. Er befindet sich demnach schon auf der Rückreise von seiner Expedition in das tibetanische Hochland, als deren Ergebnisse betrachtet werden dürfen: die Erforschung der Indusquellen, die Lösung des Truwadi-, Salween- und Brahmaputra-Problems.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Die Physiologie der Massage. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist die Massage aus der Hand der Laien, die sich mit ihrer Ausübung gewerbsmäßig beschäftigten, immermehr in die Domäne des Fachmanns übergegangen. Wie die „Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie“ ausführt, ist dies nicht zum wenigsten dem Umstande zu danken, daß in letzter Zeit die wissenschaftliche Bearbeitung der guten Heilerfolge seitens verschiedener Forscher eifrig in die Hand genommen worden ist, wodurch das Interesse der Ärzte eine Steigerung erfahren hat. Im physiologischen und hydrotherapeutischen Institut der Universität Berlin ist kürzlich eine Reihe von Versuchen angestellt worden, die sich mit dem Einfluß der Massage auf die elektrische Erregbarkeit des ermüdeten und ruhenden Muskels befaßten und damit einen tieferen Einblick in die physiologischen Vorgänge ergeben. Wenn man als Wirkung der Massage eine Vermehrung der Blutfülle und dementsprechend der Lymphmenge im Muskel annimmt, so ließe sich zunächst eine Erhöhung der Erregbarkeit gegen den elektrischen Strom beim massierten Muskel annehmen. Es wäre jedoch auch damit zu rechnen, daß anfänglich die Erregbarkeit geringer würde, um nach einiger Zeit wieder anzusteigen. Die Versuche zur Aufklärung dieses Sachverhalts wurden der Reihe nach am Frosch, an warmblütigen Tieren und am Menschen durchgeführt. Das Experiment am Frosch zeigte, daß eine Massage des ermüdeten Muskels dessen elektrische Erregbarkeit ganz erheblich steigert, während sie auf die des nicht ermüdeten keinen nennenswerten Einfluß übt. Die Wirkung der Massage besteht in einer Entfernung der aufgetauchten Ermüdungsstoffe durch Unterstützung des Blutkreislaufs und vielleicht auch durch Erleichterung des Säfteaustausches zwischen dem Muskelinnern und dem Capillarblut sowie durch Weiskreinigung der Bewegung in den Lymphbahnen. Auch bei Warmblütlern und beim Menschen — zur Ausschließung physischer Beeinflussung wurde Hypnose angewandt — waren die Ergebnisse entsprechend. Dabei zeigte sich, daß heftigste Muskelreaktion ohne Arbeitsleistung keine Herabsetzung der Erregbarkeit mangels ausreichender Ermüdung bewirkt. Der Nachweis wurde durch ein äußerst interessantes Experiment erbracht. Es wurde der Versuchsperson suggeriert, sie sei von einem Felsen abgestürzt und halte sich nur mit dem rechten Arm an einem Ast über einem Abgrunde schwebend. Der Erfolg war überraschend. Die Armmuskulatur spannte sich aufs Newberste, die Venen traten vor, die Haut rötete sich und wurde feucht. Alle Anzeichen der Qual und des Entsetzens zeigten sich. Ein Hinweis auf nahe Hilfe befestigte den Vorschlag des Anstalters noch mehr. Dadurch blieben die Muskeln drei Minuten lang in äußerster Spannung. Gleichwohl wies ihre Erregbarkeit keinen Unterschied gegenüber der vor dem Versuch gemessenen Größe auf.

Aus dem Tierreiche.

Fliegende Schlangen. Wir lesen im „Kosmos“: Fliegende Fische kennt alle Welt, auch von den fliegenden Eidechsen und den sogenannten fliegenden Hunden (Pteropus edulis), die in Ostindien die Obstgärten verwüsten, hat man schon gehört, aber fliegende Schlangen? Nun ist ja allerdings schon längst bekannt, daß wir die Schlange, wohl von der biblischen Erzählung aus dem Paradiese her, zu Unrecht als ein an die Erde gebundenes Kriechtier betrachten. In den Tropen gibt es zahlreiche Baumschlangen, die selbst auf hohe Bäume klettern, und ebenso wurde bezüglich unserer Ringelnatter durch zahlreiche Feststellungen befundet, daß sie häufig auf Sträuchern und Bäumen (oft in Höhe von vier bis fünf Metern, bei denen allerdings Zweige tief am Boden vorhanden waren) gefunden werden. Mit Erstaunen vernahm aber der englische Reisende A. Shelford auf Sumatra die Angabe der Eingeborenen, daß es dort Schlangen gebe, die sich von hohen Bäumen herab in schiefer Richtung in Gewässer, ins Gebüsch oder auf die Erde stürzen, wobei sie in gerader und steifer Haltung durch die Luft fliegen. Shelford hatte bald Gelegenheit, sich von der Richtigkeit der Erzählung zu überzeugen, und er ergründete dann auch die Art und Weise, wie diese Reptilien das Kunststück fertig brachten. Er stellte durch genaue Untersuchungen fest, daß die sonst den Schlangenleib halbkreisförmig von unten umschließenden Bauchschilde bei jenen Baumschlangen auf jeder Seite eine Naht, eine Art Scharnier, haben. Will das Reptil vom Baum herunter, dann zieht es den mittleren Teil des Schildes stark ein, wodurch der zuvor annähernd kreisrunde Körper des Tieres die Gestalt einer oben abgeflachten Hohlkehle annimmt. Nun kann das Tier sich ohne Gefahr vom Aste herabgleiten lassen, worauf es sährt und etwas verlangsamt nach unten gelangt. Shelford stellte noch Versuche mit der Länge nach durchschnittenen Bambusrohren an, von denen bei einem solchen Falle jede Hälfte meist nahe der Erde noch einen flachen Bogen aufwärts beschrieb und diese daher ganz sanft erreichte.